

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung in der Expedition oder den Filialen 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.10 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. (Bestellgeld vierteljährlich 42 Pfg., monatlich 14 Pfg.).

Redaktion: Tauscher Straße 19/21. Telegramm-Adresse: Volkszeitung Leipzig. Telefon: 18693. Sprechstunde: Wochentags 6—7 Uhr abends (außer Sonnabends).

Inserate kosten die 6gespaltene Beizeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Maßvorschrift 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Beilegen von Prospekten ist 8.60 Mk. pro Tausend für die Gesamtaufgabe, bei Teilaufgabe 4 Mk. — Der Betrag ist im Voraus zu entrichten. Schluß der Annahme von Inseraten für die tägliche Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag, Expedition und Inseraten-Annahme: Leipzig, Tauscher Str. 19/21, Hofgebäude. Telefon: 2721.

Tageskalender.

Das Reichsfinanzamt hat Umfragen über die Wirkungen des neuen Tabaksteuergesetzes veranstalten lassen.

Die Berliner Antisemiten geben zu, daß die Parteigenossen des Reichstagsabgeordneten Bruns von dessen perverflichem Treiben seit Jahren Kenntnis hatten.

Die Zahl der Streckenlosen im Mansfelder Revier stieg auf 5000 Mann.

Die spanische Regierung bestätigte das Todesurteil gegen Ferrer.

Hochschullehrertag.

Leipzig, 13. Oktober.

Selt gestern tagt in den Mauern der Stadt Leipzig der dritte deutsche Hochschullehrertag, genauer gesagt, er tagt in einem Zimmerchen der Leipziger Universität; denn das ist das Bezeichnende an dieser Reformbewegung der deutschen Universitätsprofessoren, daß sie nahezu ohne Beteiligung eben dieser Professoren vor sich geht. Von den rund 7000 Professoren und Dozenten, die es auf deutschen und österreichischen Universitäten gibt, beteiligen sich kaum 1 (in Worten: ein) Prozent an dieser Organisationsarbeit. So sind es nicht mehr als 85 Personen, die sich an dem Leipziger Hochschullehrertag beteiligen, von denen noch dazu ungefähr die Hälfte aus Mitgliedern der Leipziger Universität bestehen: eine winzige Zahl und ein klägliches Ergebnis dreijähriger Arbeit, das auf die geistliche Verfassung der deutschen Professorenwelt das grellste Schlaglicht wirft. Die Aufgaben dieser akademischen Organisation bestehen darin, einmal die notwendigen Reformen des Hochschulwesens nach innen hin vorzubereiten und für ihre selbständige Durchführung zu wirken, zweitens nach außen hin die gemeinsamen Interessen der Hochschulen, insbesondere auch in ihrer Eigenschaft als Selbstverwaltungskörper, wahrzunehmen.

Man sollte annehmen, daß für diese Zwecke, besonders für die arg bedrohte, wenn überhaupt vorhandene Selbstverwaltung der Universitäten, sich viele Köpfe und Kräfte finden müßten. Allein die deutschen Hochschullehrertage finden kein Echo in der deutschen Professorenwelt. Was dort geredet wird, verhallt wie im luftleeren Raum, und es versteht sich, daß die Ministerien der

deutschen Einzelstaaten sich erst recht nicht um die paar Leute kümmern, die da auf einem verlorenen Kongreß ein paar verlorene Reden halten.

Das ist vorauszusagen, wenn man über die Bedeutung dieser Hochschullehrertage ein Urteil gewinnen will. Auf dem vorjährigen Rendezvous in Jena gab es bekanntlich eine hitzige Debatte über das Thema, ob Sozialdemokraten der Zutritt zum Katheder zu gestatten sei. Dasselbe Thema wurde auch gestern behandelt unter der Eiferte: Darf man die Zulassung zur Habilitation abhängig machen von politischen oder religiösen Voraussetzungen? Als Referent war der bekannte Geheimrat Professor Wach bestellt, der juristische Beirat der sächsischen Reaktion, als Korreferent Privatdozent Genosse Ludo Hartmann-Wien. Man durfte aus der Gegenüberstellung zweier so scharf sich entgegensetzender Vertreter auf eine interessante Debatte rechnen. Selten jedoch sind wir so gründlich enttäuscht worden, wie diesmal. Geheimrat Wach legte folgende Thesen seinem Referat zugrunde:

1. Es muß von den entscheidenden Instanzen gefordert werden, daß sie sich bei der Erteilung der *venia legendi* nicht durch Umstände bestimmen lassen, die — von formalen Voraussetzungen abgesehen — weder die wissenschaftliche Qualifikation, noch die Befähigung oder die persönliche Würdigkeit des Bewerbers betreffen, insbesondere nicht durch seine religiöse oder politische Überzeugung.

2. Es empfiehlt sich, die Entscheidung über die Habilitation den Fakultäten zu überlassen unter einer Kontrolle der Regierung nur insoweit, als/abgesehen von den Formalien, Tatsachen vorliegen, die den disziplinarischen Ausschluß vom Lehrberuf zu begründen geeignet wären.

3. Als Kautelen gegen Mißbräuche innerhalb der Fakultät sind erzwungenermaßen die angemessene Regelung der Verdiensterstattung, motivierte Abstimmung, begründeter Bescheid an den Bewerber.

Das war auf der einen Seite mehr, als man von einem Wach hätte erwarten dürfen, auf der andern viel zu wenig, um irgendwelche Sicherheit gegen die Beschränkung der Lehrfreiheit auf deutschen Universitäten zu bieten. Genosse Hartmann verzichtete selbstverständlich auf sein Korreferat, erklärte sich mit den Thesen einverstanden, und machte nur einige aphoristische Bemerkungen zu ihrer Begründung, wie sie Wach vorgetragen hatte. Besonders wandte er sich gegen die famose „Mündigkeit“, die nach Wach von einem Dozenten gefordert werden müsse, und als er schilderte, wie an der Wiener Universität die „Mündigkeit“ festgestellt werde — nämlich durch geheime Ausfragung des Hausmeisters in dem Wohnhause des zukünftigen Dozenten — da lachten zwar die Anwesenden, aber sie lachten damit doch nur ihre eigne Schande aus. Professor Wach wandte sich gegen Dr. Hartmann. Man müsse doch Mittel haben, um sich unsaubere Elemente, die sich nachts betrunken in der

Gasse wälzen und sonstige gegen die „Mündigkeit“ verstoßende Dinge trieben, vom Leibe zu halten.

Schon aus dieser kurzen Skizzierung der Debatte kann man sehen, daß man sich glücklich um die eigentliche Kernfrage: das heißt um die Zulassung von Sozialdemokraten zur Professur herumgedrückt hatte. Professor Wach brachte die Fälle Konrad Schmidt und Krons zur Darstellung. Genosse Schmidt wurde bekanntlich von der sächsischen Regierung zurückgewiesen, als er sich mit einer Arbeit über die marxistische Theorie in Leipzig habilitieren wollte, Krons wurde von der Universität Berlin, an der er schon seit Jahren dozierte, durch die Regierung entfernt. Beide Male gaben die Regierungen als Grund ihres Vorgehens die Zugehörigkeit der beiden Gelehrten zur Sozialdemokratie an. Auch Professor Wach konnte die Fälle nicht anders schildern, aber wir vermiften jedes Wort darüber, ob er dieses Vorgehen billige oder nicht, ob er bereit sei, bei Wiederholung solcher Fälle seine Stimme zu erheben. Nichts davon. Man kann sich denken, mit welcher Stärke die Zwirnsfäden der Wach'schen Thesen die Hände einer Regierung fesseln würden, die schon jetzt kein Bedenken trägt, aus der bloßen Zugehörigkeit zur Sozialdemokratie die Unfähigkeit zur Bekleidung eines akademischen Lehramts herzuleiten, und der jetzt noch durch diese Thesen die Waffe der „persönlichen Würdigkeit“ in die Hände gedrückt werden! Sie würde selbstverständlich jedem Sozialdemokraten die „persönliche Würdigkeit“ absprechen, und alles wäre in Ordnung.

Auch der weitere Verlauf der Debatte war dürftig. Professor Wach Weber-Heidelberg wünschte Zulassung von Sozialdemokraten zum Lehramt, da sich diese dann gründlich blamieren würden und da so der Sozialismus besser widerlegt werden könnte. Interessant waren seine Ausführungen, die Professor Binding dann noch ergänzte, über das saubere Pläncchen einiger Scharfmacher, die 30 000 Mk. stiften wollten und dafür die Errichtung eines Lehrstuhls für den sattem bekannten Herrn Ehrenberg an der Universität Leipzig forderten, um so das Industriescharfmachertum in „wissenschaftlicher“ Beleuchtung erstrahlen zu lassen. Das war denn doch zu hanebüchen. Der Senat lehnte die Offerte glatt und einstimmig ab.

Die Versammlung erklärte sich schließlich mit den Thesen einverstanden. Also ein Prozent der deutschen Hochschullehrer hat sich — nicht etwa für die Zulassung organisierter Sozialdemokraten zur Professur, sondern nur dafür ausgesprochen, daß die religiöse und politische „Überzeugung“ — nicht etwa Betätigung! — kein Grund zur Abweisung eines Dozenten sein soll.

Und die übrigen 99 Prozent? —

Arbeiter, gedenkt des schwedischen Generalstreiks!

Seuilleton.

Fühne.

Von Martin Andersen-Negå

23] Nachdruck verboten

Von diesem Tage an war ich ständiger Gast bei ihnen. Alle meine liebsten Erinnerungen von dem Besuche aus meiner Kinderzeit tauchten nach jener ersten Visite wieder in mir auf und zogen mich dahin. Ich verzichtete mehr und mehr auf meine einsamen Spaziergänge ins Blaue hinein; wenn ich nun fortging, hatte ich stets ein bestimmtes Ziel, den Näs-Hof. Ich hatte mich aufs Reiten verlegt, und am Nachmittag ließ ich mir ein Pferd aus und ritt dahin. Die Sonntage verbrachte ich gern schon vom Morgen an dort.

Das Trauliche dieser Häuslichkeit übte von neuem seine Macht über mich aus. Onkel und Tante waren bedeutend gealtert. Sie verjah nicht mehr die Wirtschaft des Hofs, sondern saß gern drinnen bei Onkel, der zum meist zu Bette war. Die Wirtschaft war einem Verwalter überlassen. Tante war ein behäbiges, dickes, altes Mütterchen geworden, das zwischen Leinenshrank und Schublade hin und her kroch und im übrigen Onkel wartete, als sei er ein kleines Kind. Sie sah mit ihrer Handarbeit bei ihm, und er lag da und hielt ihre Hand

Hand oder einen Zipfel ihres Kleides, um sich zu vergewissern, daß sie da sei, und schwachte die ganze Zeit mit ihr und nannte sie mit Rosenamen, von denen Wasse der häufigste war. Ich gewöhnte mich nach und nach, so laut zu sprechen, daß er mich verstehen konnte; aber weder mir noch einem andern war es möglich, ein längeres Gespräch mit ihm zu führen. Es griff die Stimme zu sehr an. So lag er denn und plauderte vor sich hin und begnügte sich mit einem Ja oder Nein oder dem bloßen Bewußtsein, daß jemand da sei und ihm zuhöre. Stets guter Dinge, pflegte er zu behaupten, daß ihm gar nichts fehle, sondern daß er nur das Bett hüte, um verhätschelt zu werden. Im Bette war er auch scheinbar munter und lebhaft, versuchte er aber aufzustehen, so zeigte es sich, daß er gar keine Kräfte hatte.

Er besagte sich niemals darüber, daß er nicht sehe, sondern suchte, so alt er war, das Gesicht durch andre Sinne zu ersetzen. Früher hatte ihm das Gehör zu einer Auffassung seiner Umgebung verholfen, aber eine starke Erkältung raubte ihm auch dieses fast gänzlich. Nun verjüngte sich der Geruchssinn des alten Mannes, und er entwickelte ihn zu einer solchen Schärfe, daß er, im Bette liegend, bestimmen konnte, welche Blumen im Garten aufblühten. Auch sein Gefühl war ungewöhnlich fein, er merkte, ob jemand im Zimmer war, und wußte immer ziemlich genau, wie das Wetter war. Und seine feinen, weißen Finger dienten ihm als Augen. Sie glitten wie die Fühlhörner einer Schnecke in leisen, tastenden Bewegungen über alles, was in den Bereich seiner Hände kam. Sie waren stets in Unruhe, und oft rief er uns zu sich hin, um unsre Gesichter zu gefühlen und zu „sehen“, ob wir guter Dämme seien.

Und wie die beiden Alten ihre Pflegetochter Inger liebten! Sie war von klein auf bei ihnen gewesen — sie kam bald nach Mitters und meinem Besuch — und wäre sie ihr eigenes Kind gewesen, sie hätten sie nicht lieber haben können. Sie war ihr ein und alles, und es gab keine Ruhe im Hause, wenn sie nicht wußten, wo Inger sei.

Inger und ich schlossen rasch Freundschaft — Jugend und Lebenslust waren uns ja gemeinsam. Dazu kam, daß die Alten, in der Meinung, ich litte unter meiner Einsamkeit als elternloses Kind, mich fast wie einen Sohn behandelten; und da sie in allem und jedem Tochter des Hauses war, so ergab sich ein kameradschaftliches Verhältnis fast von selbst. Wir waren vom ersten Tage an auf Du und Du, neckten einander und zankten wie gute Geschwister, ließen uns durch die Zimmer nach und begossen uns mit Wasser. Hand in Hand liefen wir den Kornwagen entgegen, kletterten während desfahrens hinauf und sahen mit heim bis zum Hofe. Wir streiften durch Feld und Wald und pflückten Blumen, um die Stuben zu schmücken. Inger liebte nur wilde Blumen, und niemand verstand es so schön wie sie, sie in Buketts zu ordnen. Alle Blumen kannte sie beim Namen und wußte im Voraus, welche Farben zusammen paßten.

Während der ersten Tage ersahen sie mir zu wild und unbändig in ihrer Freude, aber es lag viel sorglose Jugend in meinem Gemüt gebunden, und ihre Lebhaftigkeit steckte mich an und riß mich aus mir heraus. Im Ansfange schämte ich mich meiner kindischen Ausgelassenheit und fühlte mich wie in fremden Kleidern; aber diese Empfindung ging bald vorüber und hinterließ einen Freude und Lebenslust.